

Baeck hat im Gegensatz dazu eine entgegengesetzte Tendenz aufzuweisen. Der von ihm gewünschte Grabspruch: »Aus dem Geschlechte von Rabbinern« sagt Wesentlicheres über ihn aus als mancher wortreiche Essay über seine Werke und Taten. Bei aller Weltläufigkeit und geistigen Ausstrahlung, von der alle, die ihn kennenlernen durften, ergriffen waren, blieb er stets und allein der Rabbiner, von dem er sagte, er sei immer »der Rabbiner des jüdischen Volkes«, nicht nur der Rabbiner einer Gemeinde. Von diesem ungemein starken Traditionsbewußtsein, das kritischen Fragen nicht ausschloß, führte notwendigerweise die Auseinandersetzung mit dem Christentum und seinen verschiedenen Vertretern bis zur Gegenwart. Baeck brauchte dabei keinen Weg zu irgend etwas zurückzufinden, zu allerletzt zum Judentum. Er war niemals fortgegangen.

Man ist H. Liebeschütz besonders dankbar dafür, daß er in seinen Aufsatzband auch die Würdigung der Persönlichkeit und der Schriften von Max Wiener aufgenommen hat, der heute – sehr zu Unrecht – kaum noch bekannt ist. Einiges, was der Verfasser über Max Wiener ausführt, kann als gültige Charakteristik des Judentums überhaupt gelten: »Wiener sah als die entscheidende Macht in der jüdischen Geschichte den Willen, den Zusammenhang aufrechtzuerhalten, der durch viele Generationen eine entfernte Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden hat. Es war zu allen Zeiten zunächst die Geburt, die einen Juden zum Mitglied seiner Gemeinschaft machte. Ein biologisches Geschehen steht am Anfang. Aber das Judentum wäre schon in den Tagen der babylonischen Gefangenschaft zu einem Ende gekommen, wenn die Menschen, die von Natur dazu gehörten, nicht die Entscheidung getroffen hätten, weiter als Juden zu leben. Dieser Wille entsprang der Verbundenheit mit der damals schon entfernten Vergangenheit, in der Gott seinen Bund mit Israel schloß, dessen fortdauernde Gültigkeit sie anerkannten. Darum ist das Judentum auch in der Gegenwart für seine Fortdauer abhängig von dem Entschluß, das Schicksal des ewigen Außenseiters in der Welt weiter als die eigene Position anzuerkennen« (S. 193).

Ohne dieses Buch wird man wohl kaum noch auskommen können, wenn man sich den für das deutsche Judentum so entscheidenden und zugleich so ungemein tragischen Zeitabschnitt vergegenwärtigen will, von dem dieses Buch handelt, und dessen wegweisende Gestalten hier gewürdigt werden. Inwiefern ihnen das Bewußtsein eigen war, ob es möglich sei, diese deutsch-jüdische Existenz dauerhaft zu verkörpern, ist freilich eine andere Frage. Die Skepsis war gewiß bei allen vorhanden, die Unmöglichkeit dieser Synthese erschien ihnen letztlich aber wohl kaum ein Problem. Das, was schließlich kam, konnte nur ein krankes Hirn ahnen, geschweige denn voraussehen. Immerhin sollte man bei dem Blick auf die geistigen Wegweiser des deutschen Judentums nie den Blick auf die deutsche Umwelt verlieren, die von diesen jüdischen Persönlichkeiten notwendigerweise idealisiert werden mußte, denn sonst hätte es kein deutsches Judentum von geistigem Niveau gegeben.

E. L. Ehrlich

JACOB NEUSNER: Development of a Legend. Studies of the Traditions concerning Yohanan ben Zakkai. Studia Post-Biblica XVI. Leiden 1970. Verlag E. J. Brill. 316 Seiten.

Jacob Neusner verdanken wir das schöne Buch über Johanan ben Zakkai, eine Biographie, zuerst 1962 erschie-

nen, dann in erweiterter 2. Auflage 1970. Im vorliegenden Werke unternimmt der Verfasser eine kritische Sichtung des Materials, um die Quellen zu analysieren, ihre Ursprünge zu lokalisieren, die Strukturen aufzuzeigen. In jenem andern Buch versuchte Neusner den Inhalt der Texte zu beschreiben, herauszuarbeiten, was die Traditionen an verwertbarem historischen Material bieten, in diesem Buche geht es um die Entwicklung der einzelnen Traditionen. Alles über R. Johanan überlieferte Material stammt aus rabbinischen Dokumenten, die erst nach seinem Tode fixiert wurden. Einzelne Tatsachen nimmt Neusner als gegeben: Johanan überlebte den Krieg von 70; er war gegen diesen Aufstand, und schließlich unternahm er nach der Niederlage die Aufgabe der Wiederherstellung des Judentums. Ferner gilt es für den Verfasser als selbstverständlich, daß das rabbinische Judentum kein monolithischer Block war, sondern zahlreiche Strömungen besaß, was für die Gestaltung und die Überlieferung von Aussprüchen von Bedeutung war. Die Arbeit von Neusner stellt also eine kritische Traditionsanalyse dar, bei der die Tannaitischen Midraschim, Mischna und Tosefta, Tannaitische Materialien in den Gemara von Palästina und Babylonien, die Avot de Rabbi Natan, amoräische Traditionen sowie zahlreiche spätere Midraschim untersucht werden.

Als Ergebnis hält der Verfasser u. a. fest, daß talmudische Erzählungen nur nach ausgiebiger Textanalyse für historische Zwecke verwendet werden können. Freilich handelt es sich nicht um Augenzeugenberichte. Im übrigen ist die »historische« Fragestellung nicht die einzig interessante. Für Johanan haben sich drei Aspekte ergeben: Was kann man über sein Leben und seine Auffassungen aussagen? Die Antwort mag zwar mager sein, aber einiges kommt an gesichertem Material zusammen. Die zweite Frage betrifft die Lebensgeschichte dieses Lehrers nach seinem Tode: Welche Bedeutung hatte er bei seinen Schülern und späteren Schulen? Die dritte Frage ergibt sich aus den beiden vorangegangenen: Wer galt bei den Rabbinern der Spätantike als Held? Welche religiösen Werte können daraus erschlossen werden? Wesentlich dafür ist nicht, was wirklich geschah, sondern welche Wirklichkeit Menschen und Ereignisse im Bewußtsein der Späteren besaßen. Ob man das Resultat des Buches als besonders reichhaltig bezeichnen kann, dürfte hier nicht entscheidend sein; wichtiger ist die Fülle von sehr interessantem Material sowie die von Neusner unternommenen methodischen Versuche, welche diese Studie enthält.

E. L. Ehrlich

JACOB NEUSNER (Hrsg.): The Formation of the Babylonian Talmud. Studies in the Achievement of Late Nineteenth and Twentieth Century Historical and Literary-Critical Research. Leiden 1970. E. J. Brill. 187 Seiten.

Dieser Band enthält gesammelte Arbeiten, die ursprünglich für J. Neusners Seminar für talmudische Studien in der Brown University, Providence, R. I., angefertigt worden waren, und später für den Druck überarbeitet wurden. Das Buch stellt so eine Geschichte der Talmudforschung dar. Begonnen wird mit Heinrich Graetz und Zeev Jawitz. Es folgen I. H. Weiss und J. S. Zuri, Y. I. Halevy. Diese Forscher waren vor allem historisch interessiert. Als Literarkritiker werden behandelt: B. M. Lewin, Julius Kaplan, Hyman Klein, Jacob N. Epstein. Be-

sonders ergiebig fanden Neusner und seine Studenten das Werk von Abraham Weiss, bis vor einiger Zeit Professor für Talmud an der Yeshiva University in New York. Er trieb formkritische Studien am babylonischen Talmud und kam zu dem Ergebnis, daß es eine Endredaktion des babylonischen Talmud nie gegeben hat; eine solche Annahme sei fiktiv, vielmehr handele es sich um einen fortgesetzten Prozeß von der Zeit der Amoräer bis zu den Geonim. Weitere Studien sind Saul Lieberman und Louis Ginzberg sowie H. Albeck gewidmet. In einem letzten Abschnitt beschäftigen sich die Verfasser mit David Weiss Halivni.

Der Band hat ein besonderes Interesse vor allem für die, die die meist nur in hebräischer Sprache erschienenen Werke der behandelten Autoren nicht zu lesen vermögen und daher gern einen Extrakt aus diesem Schaffen auf englisch zur Hand nehmen, damit sie überhaupt Kenntnis von einem wesentlichen Zweig der Wissenschaft des Judentums erhalten.

E. L. Ehrlich

JAKOB J. PETUCHOWSKI: Prayerbook Reform in Europe. The Liturgy of European Liberal and Reform Judaism. New York 1968. The World Union for Progressive Judaism. 407 Seiten.

Das ist ein ganz hervorragendes und wichtiges Buch des klugen Gelehrten aus Cincinnati. Es ist gewiß für Juden geschrieben und für sie interessant, aber seit dem Konzil hat die Frage nach der Liturgie auch für Katholiken eine neue Dimension erhalten. Fragten die Juden Europas im 19. Jahrhundert, ob Gott nur hebräisch verstünde, so hat Prof. Ratzinger auf dem Katholikentag im Bamberg die Frage gestellt, ob Gott nur lateinisch könne?

Die jüdische Reformbewegung im 19. Jahrhundert hatte zwar mannigfache ideologische und politische Ursachen, am augenfälligsten hatte sie sich jedoch auf dem Gebiete der Synagogenliturgie und überhaupt auf die gesamte religiöse Praxis des Juden ausgewirkt. Dazu kommt, daß diese im Judentum entscheidend ist, denn Judentum ist nicht Dogma, sondern Lebenshaltung in all ihren Verzweigungen. Halacha bedeutet daher nicht den Inhalt dessen, was man glauben soll, sondern, was man zu tun hat.

Petuchowski untersucht nun eine Fülle von jüdischen Gebetbüchern, die von 1816 bis 1967 erschienen sind. Er kommt nach einer eingehenden Analyse zu dem Ergebnis, das allen Verfassern dieser Werke gemeinsame Bestreben bestünde darin, daß jede Generation das Recht besitze, in die überlieferte Liturgie Änderungen einzuführen. Für viele ist das heute eine Selbstverständlichkeit, im 19. Jahrhundert entbrannte jedoch gerade darum der Kampf. Das allen Liberalen und Reformern Gemeinsame war nur ihr Bewußtsein, das Recht auf Änderungen zu haben, keineswegs aber der Inhalt dieser Änderungen. In diesen Auseinandersetzungen im 19. Jahrhundert hatte man jedoch von orthodoxer Seite völlig vergessen, daß die gesamte traditionelle Liturgie ja nichts anderes als einen Änderungsprozeß darstellt, nur war dieser älter als ein paar Jahrzehnte. So waren im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Safed-Mystik völlig neue Elemente in den traditionellen Gottesdienst eingefügt worden. Der Unterschied im 19. Jahrhundert bestand jedoch vor allem darin, daß früher dem Gottesdienst etwas hinzugefügt worden war, die Reformer der Neuzeit jedoch strichen. Das erwies sich freilich als notwendig, da der Gottesdienst viel

zu lang geraten war und dadurch die Andacht litt. Wichtiger waren jedoch die Auseinandersetzungen aus ideologischen Gründen. Gestrichen wurden z. B. Hinweise auf das Heilige Land, ein Begriff, den assimilationsbereite Juden zu verdrängen suchten; die Juden im 19. Jahrhundert wollten in ihrem Gottesdienst dem Ausdruck geben, was sie gerade fühlten, und nicht das beten, was ihnen von der Tradition aufgezeichnet worden war. Damit gingen die Reformer aber nicht selten an dem Wesen des jüdischen Gottesdienstes vorbei, der eben nicht für eine augenblickliche Stimmung geschaffen wurde, sondern für das Ganze der jüdischen Existenz, die sich, wie jedes menschliche Sein, zwischen Jauchzen und »zu Tode betrübt« bewegt, bei den Juden war freilich die letztgenannte Stimmung vorherrschender, wenn auch gerade nicht im 19. Jahrhundert. Im übrigen lag das Scheitern der Reform u. a. auch darin, daß sie den Sinn für die historische Kontinuität zwar nicht völlig verloren hatte, er aber so schwach geworden war, daß die Stimmung des Tages verabsolutiert wurde, und so gerade die innere Stärke bedroht war, welche die Juden über die Zeiten hindurch gerettet hatte. Das vermochten die Menschen im 19. Jahrhundert zu Beginn der Reform schwer zu erfassen, denn sie bedeutete ja keine Entwicklungsbewegung innerhalb des Judentums, sondern eine Revolution mit allen für sie typischen Begleiterscheinungen. Die Stimmung jener Tage kann durch die beiden Begriffe Universalismus und Rationalismus umschrieben werden. Unter diesen Gesichtspunkten sollte auch die Liturgie umgestaltet werden, und davon mußten auch die Gebete Ausdruck geben. Das hatte natürlich tiefgreifende Änderungen in der Liturgie zur Folge, zumal das traditionelle Gebetbuch reich an sehr vielem ist, gewiß aber nicht an einem vordergründigen Rationalismus im Geiste des 19. Jahrhunderts. Im übrigen hatten die Reformer damals oft den Sinn für metaphorisches Verständnis verloren, was in anderer Weise zunächst auch für die Orthodoxen galt, bis *Samson Raphael Hirsch* hier andere, wenn auch recht seltsame Wege ging. Man war im 19. Jahrhundert bei Orthodoxen und Reformern fundamentalistisch: Beide klebten am Buchstaben, die einen, indem sie sich an ihm festkrallten, die andern, indem sie neue Buchstaben ersannen, die ihrem jeweiligen Wahrheitsverständnis besser entsprachen. Die Sprache der Gebete als Poesie und Ausdruck historischer Vorgänge wurde kaum noch verstanden. Die Kritik an den Reformern von unserem heutigen Wissen her ist eine Sache, die Wertung ihrer Leistung eine andere. Sie brachten die historische Kontinuität des Judentums in Gefahr und lieferten es flachen Ideologien des jeweiligen Tages aus, aber andererseits haben sie modernen Menschen überhaupt erst wieder die Möglichkeit gegeben, einen neuen Weg zum Synagogengottesdienst zu finden, der nicht mehr ausführliche Anweisungen über die verschiedensten Schlachtopfer des jerusalemischen Tempels enthält und auch sonstige Details ähnlichen Charakters unberücksichtigt läßt. Die Reform gab vielen Menschen die innere Sammlung und Andacht zurück, die *kawwanah*, die in der maschinellen Routine der Tradition nicht selten gefährdet ist.

In unseren Tagen hat sich das nichtorthodoxe Judentum weitgehend von den im 19. Jahrhundert begangenen zeitbedingten Torheiten befreit, es hat einen genuine Weg zurück zur jüdischen Tradition und damit zum jüdischen Volk gefunden, ohne archaische Formen zu akzeptieren. So war also der Umweg über das 19. Jahrhundert doch nicht vergeblich.

E. L. Ehrlich